

Zeitschrift: Badener Neujahrsblätter
Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden
Band: 7 (1931)

Artikel: Ueber neolithische Siedlungen zwischen Wettingen und Würenlos
Autor: Matter, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-320380>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ueber neolithische Siedelungen zwischen Wettingen und Würenlos.

Von A. M a t t e r, Baden.

I.

Im Frühjahr des abgelaufenen Jahres 1930 wurde Verfasser dies anlässlich eines Sonntagsausfluges mit dem in Fachkreisen bestens bekannten Urgeschichtsforscher, Herrn Th. Schweizer aus Olten, durch Herrn Seminarlehrer Williger in Wettingen auf ein H ü h n e n g r a b aufmerksam gemacht, das sich in der zum rechten Limmatufer vorstoßenden Waldecke des Lägerhard in der Nähe der dem Dorfe Neuenhof gegenüberliegenden alten Klosterscheuer befindet. Die Gemeindegrenze Wettingen=Würenlos verläuft längs des Waldrandes, der die Wiesenfläche, auf der die Scheuer steht, auf der nördlichen Seite begrenzt, sodaß die Klosterscheuer auf dem Gebiete der Gemeinde Würenlos, der Wald und mit ihm das Hünengrab auf dem Gemeindegebiet von Wettingen liegen. Der Wald, früher Eigentum des nahen Klosters Wettingen, gehört heute dem Staate Aargau.

Das Hünengrab, ein Hügel von beinahe kreisrunder Form, hat einen Durchmesser von ca. 20 Meter und eine Höhe über dem umliegenden Boden von ca. 1.20 Meter (Bild 1.) Er liegt in ca. 385 Meter Meereshöhe auf der untersten der in jener Gegend vom Wettinger Feld gegen den Fluß abfallenden Terrassen. Letztere selber bestehen aus erraticem Material vom Linthgletscher, dessen Endmoräne sich etwa 1 Kilometer talaufwärts befindet. Die Umgebung des Grabhügels ist mit zahlreichen größeren und kleineren Blöcken übersät, welche in dem nach Süden an den Wald anschließenden Wiesland in früheren Jahren durch die Klosterknechte weggeräumt worden sind.

Die Feststellung des Grabhügels wurde sofort dem für den Kanton Aargau von der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte bestellten Vertreter, Herrn Bezirkslehrer Dr. Bosch

in Seengen, gemeldet, welcher an einem der folgenden Sonntage eine Lokalbejagung vornahm und die Ausgrabung des Hügels empfahl. An der Besichtigung nahm auch Herr Bezirkslehrer Dr. Mittler von Baden als Vertreter der Museumskommission Baden, welche ebenfalls verständigt worden war, teil. Da inzwischen in der nähern Umgebung des Grabhügels noch andere Funde gemacht worden waren, die einen



Bild 1. Der Grabhügel vor der Ausgrabung.

gewissen Zusammenhang mit letzterem vermuten ließen, wurde die Ausgrabung ins Auge gefaßt, wobei die Leitung derselben von Herrn Schweizer und die notwendigen geometrischen und photographischen Aufnahmen vom Verfasser übernommen werden sollten. Herr Seminarlehrer Billiger, welcher ebenfalls zu der Besichtigung eingeladen worden war, stellte außerdem die Mithilfe von Schülern der oberen Seminarclassen in Aussicht.

In der Folgezeit beschloß die Museumskommission Baden, die Ausgrabung unter ihre Aegide zu nehmen und sicherte die noch notwendigen finanziellen Mittel, nachdem auf Ver-

wenden von Herrn Dr. Bosch von der Hallwilstiftung ein Beitrag von Fr. 100 erhältlich gemacht worden war.

Da am 12. Juli am Seminar die Sommerferien begannen, andererseits Herr Schweizer später nicht mehr gut abkommen konnte, wurde mit der Grabung am 6. Juli begonnen, nachdem durch Herrn Kreisförster Häusler in Baden die Erlaubnis des Kant. Oberforstamtes eingeholt worden war. Die notwendigen Werkzeuge wurden vom Stadtbauamt Baden bereitwillig zur Verfügung gestellt. Am 5. Juli traf Herr Schweizer ein. Mit einem Freunde, Herrn Schaffner aus Hägendorf, der ihm bei den Arbeiten mithalf, schlug er beim Grabhügel sein Zelt auf und richtete sich dort wohnlich ein, indem die Grabungsstelle zu weit von Baden oder Wettingen abliegt und zu viel Zeit verloren gegangen wäre, wenn Herr Schweizer den weiten Weg jeden Tag morgens und abends hätte zurücklegen müssen. Außerdem war es geboten, die Grabung ständig unter Aufsicht zu haben, um Beschädigungen durch das dieselbe besuchende Publikum zu vermeiden.

Vor Beginn der Grabung wurde der Hügel mit seiner Umgebung geometrisch aufgenommen, von demselben ein Kurvenplan angefertigt und außerdem durch ein Koordinatenkreuz in vier Sektoren zerlegt. Ebenso wurden zwei photographische Aufnahmen von der Nordost- und der Südwestseite her erstellt. Ganz spezielles Augenmerk wurde auch der Gruppierung der um den Grabhügel herum liegenden zahlreichen eratischen Blöcke gewidmet. Auch diese wurden in einen Plan eingezeichnet, und es ist zu vermuten, daß ihre gegenseitige Lage eventuell in einem bis jetzt nicht klar erkennbaren Zusammenhang mit dem Grabhügel steht. Weitere Untersuchungen werden hier zweifelsohne noch Aufklärung zu bringen haben.

Bei den geometrischen Aufnahmen, namentlich aber bei den Grabungsarbeiten leisteten die Seminaristen, in der Hauptsache Mitglieder des Schülervereins „Libertas“, fleißige Mithilfe, soweit es der Unterricht erlaubte, ebenso ein paar Schüler der obersten Bezirksschulklasse von Baden. Als dann aber am 12. Juli an beiden Schulanstalten die Sommerferien begannen, stellte das Baugeschäft Minikus in Baden auf Veranlassung des Stadtbauamtes zwei Arbeiter zur Verfü-

gung, was umso wünschenswerter war, als das inzwischen eingetretene Regenwetter die Grabungen stark beeinträchtigte, sodaß die Arbeitsstelle durch eine darüber gespannte Blache geschützt werden mußte und es Herrn Schweizer in seinem Zelte wegen der Nässe immer ungemütlicher wurde.

Am 18. Juli waren die Arbeiten beendet, nachdem dieselben durch den Sekretär der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte, Herrn Keller-Tarnuzzer in Frauenfeld, und Herrn Dr. Bosh wiederholt besichtigt worden waren. Herr Schweizer hat die Grabung mit großer Sachkenntnis und gewissenhaftem Fleiße durchgeführt, und wir haben die Ueberzeugung, daß seinem scharfen Auge kein Fundgegenstand entgangen ist. Ihm gebührt daher vor allem der Dank der Freunde der Heimatgeschichte. Aber auch allen übrigen, welche bei der Grabung tätige Mitarbeit geleistet und dieselbe unterstützt haben, sei an dieser Stelle unser Dank ausgesprochen.

II.

Nachdem die auf dem Grabhügel vorhandenen Waldbäume (10 an der Zahl) gefällt waren, wurde zunächst auf dem südlichen Sektor die den Hügel deckende Erdschicht abgetragen. Dabei kam bald ein zentraler Kern aus mächtigen Flußgeröllen und erratischen Blöcken zum Vorschein. Da anzunehmen war, daß dieser Kern die eigentliche Grabstelle in sich bergen könnte, wurde auf den gänzlichen Abtrag der denselben umgebenden Erdmassen verzichtet und man beschränkte sich darauf, diesen Kern vollständig freizulegen. (Bild 2.) Derselbe hatte einen Durchmesser von ca. 6 Meter; seine Höhe über dem umliegenden Boden betrug ca. 1 Meter. Der den Steinkern umgebende Teil des Grabhügels enthielt eine große Zahl größerer und kleinerer Gerölle, um die Lehmaddeckung des Hügels vor dem Abschwemmen und gegen Aufwühlen durch Tiere zu sichern. Außerdem kamen in derselben bereits einige Feuersteinartikel zum Vorschein.

In der Folge wurde der Steinkern schichtweise abgetragen. Dabei konnte festgestellt werden, daß derselbe auf einer Sohle aus festgestampftem Lehm mit grober Kieseinlage, welche sich fast unter dem ganzen Grabhügel hindurch zieht, aufgebaut war. Diese Lehmschicht hat eine Mächtigkeit von

etwa 20 Ztm. und liegt etwa 30 Ztm. unter der heutigen Bodenoberfläche, sodaß die eigentliche Höhe des Steinkerns ca. 1 Meter 30 beträgt.

In seinem Innern barg der Steinkern eine Grabkammer von 1,40 Meter Durchmesser und einer ursprünglichen Höhe von 60 Ztm. (Bild 3), deren Gewölbeabdeckung



Bild 2. Der Steinkern.

jedoch eingestürzt war. Sie war gebildet aus radial gestellten Steinplatten und war angefüllt mit einem von zahlreichen Kohlenstücken durchsetzten Gemisch aus Lehm und Asche. Knochenreste konnten nicht festgestellt werden. Das eingestürzte Gewölbe der Kammer war auch äußerlich am Steinkern an einer Vertiefung erkennbar.

Die meisten der relativ spärlichen F u n d e befanden sich teils in den innern Schichten des Steinkerns, teils in der Grabkammer. Sie bestehen in einer Anzahl Feuersteinwerkzeuge (Schaber, Stichel, Bohrer, Messer u. dgl.), einem Steinbeil (Bild 4) und zahlreichen Topfscherben aus gebranntem Ton von sehr rohem Gefüge, welche Formung von Hand er=

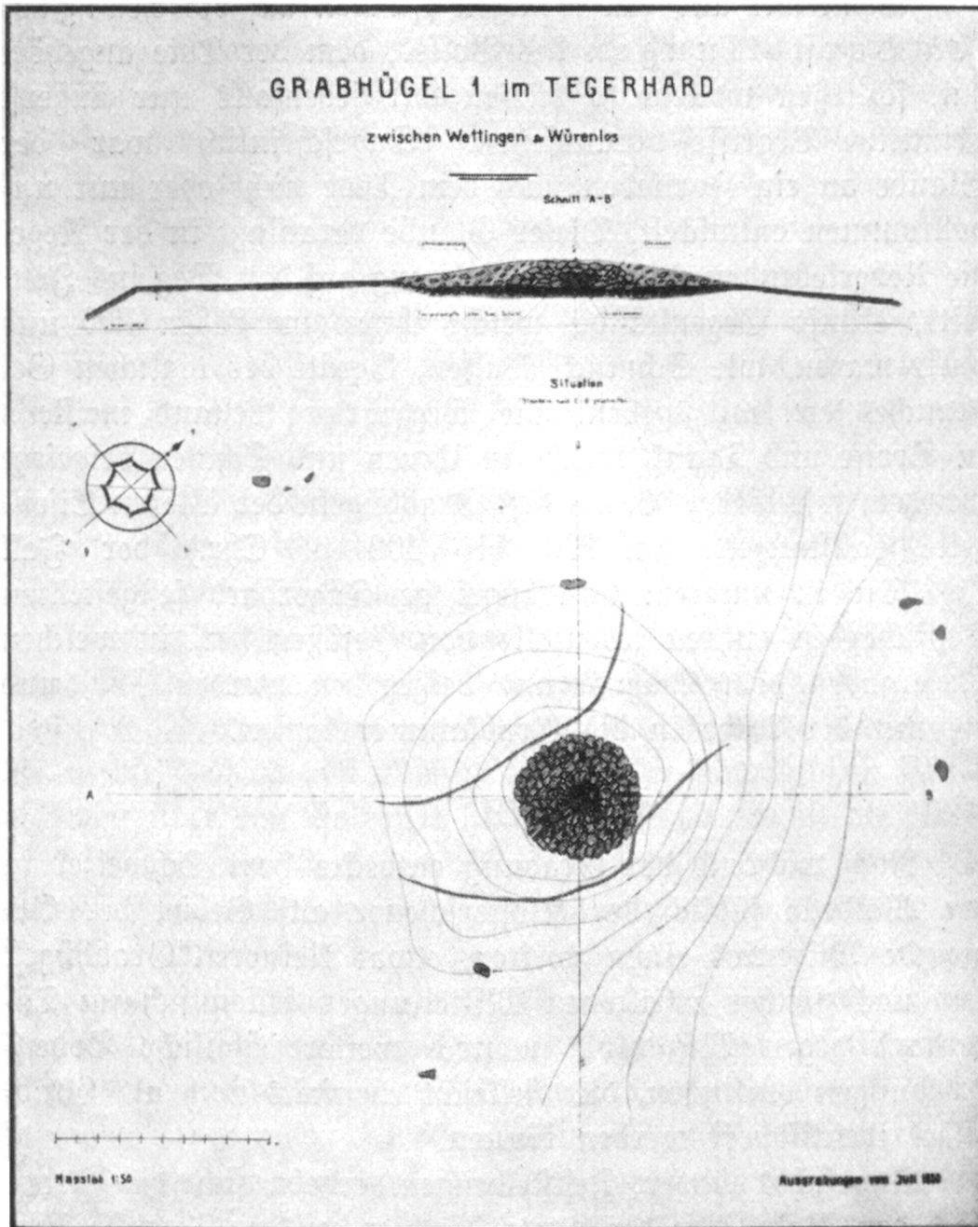


Bild 3.

fennen lassen. Verzierungen an denselben fehlen, ebenso sind keine Randstücke vorhanden.

Der technische Aufbau des Grabhügels weist auf Brandbestattung hin. Der Tote wurde wahrscheinlich nicht auf der Stelle des Hügels, sondern irgendwo in der Nähe auf einem Holzstoß verbrannt und seine Asche nachher in der Grabkammer des Steinkerns beigefügt, wobei sie im Laufe der Zeit von der diesen letzteren umgebende Lehmabdeckung aus infiltriert worden ist.

Wenn wir aus den wenigen Funden auf die religiösen Vorstellungen des Volkes, dem der Tote angehört hat, schließen wollen, so dürfen wir jedenfalls nur äußerst primitive Begriffe voraussetzen. Wahrscheinlich war der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode nicht oder nur unvollkommen entwickelt. Dieser Glaube veranlaßt in der Regel die Ueberlebenden, den Toten Zehrung auf den Weg ins Jenseits, ebenso Gegenstände, welche ihnen im Leben lieb und teuer waren, wie Schmuck, Waffen, Geräte des täglichen Gebrauches etc. mitzugeben. Die Wegzehrung bestand meistens in Speise und Trank, welche in Urnen und Schalen beigefügt wurden, wie dies z. B. bei den Grabhügeln der älteren Eisenzeit (Hallstattzeit: ca. 800 bis 400 v. Chr.) der Fall ist. Die in unserem Grabhügel im Tägerhard festgestellten Topfscherben rühren jedenfalls von Gefäßen her, in welchen Opfergaben dem Leichenbrand beigegeben worden sind, und die mit der Asche in die Grabkammer kamen.

III.

Noch während der Grabung entdeckte Herr Schweizer in der Waldecke südlich der Klosterscheuer auf Gebiet der Gemeinde Würenlos einen zweiten, etwas kleineren Grabhügel, und nach seither erhaltenen Mitteilungen sollen sich im Tägerhard gegen Würenlos zu noch weitere ähnliche Bodenhebungen vorfinden, die vielleicht ebenfalls noch als Grabhügel identifiziert werden können.

Ungeachtet dieser Feststellungen erhebt sich die Frage nach den Wohnsitzen der Leute, die hier auf der Terrasse über der Limmat ihre Toten bestattet haben. Funde von ganz ähnlichen Feuersteinwerkzeugen (Bild 5), wie sie der ausgegrabene Tumulus bei der Klosterscheuer enthielt, und einem Steinbeil auf der höher gelegenen Terrasse zwischen dem „Geißgraben“, der Bahnlinie Wettingen-Würenlos und dem Walde lassen darauf schließen, daß sich dort zu gleicher Zeit Siedelungen befunden haben müssen (Bild 6). Ebenso hat Herr Seminarlehrer Williger in der Umgebung des Seminars solche Feuersteinartefakte gefunden, welche auf eine Besiedelung der Halbinsel, auf der Kloster Wettingen steht, hindeuten. Wahrscheinlich befanden sich an diesen Orten Land-

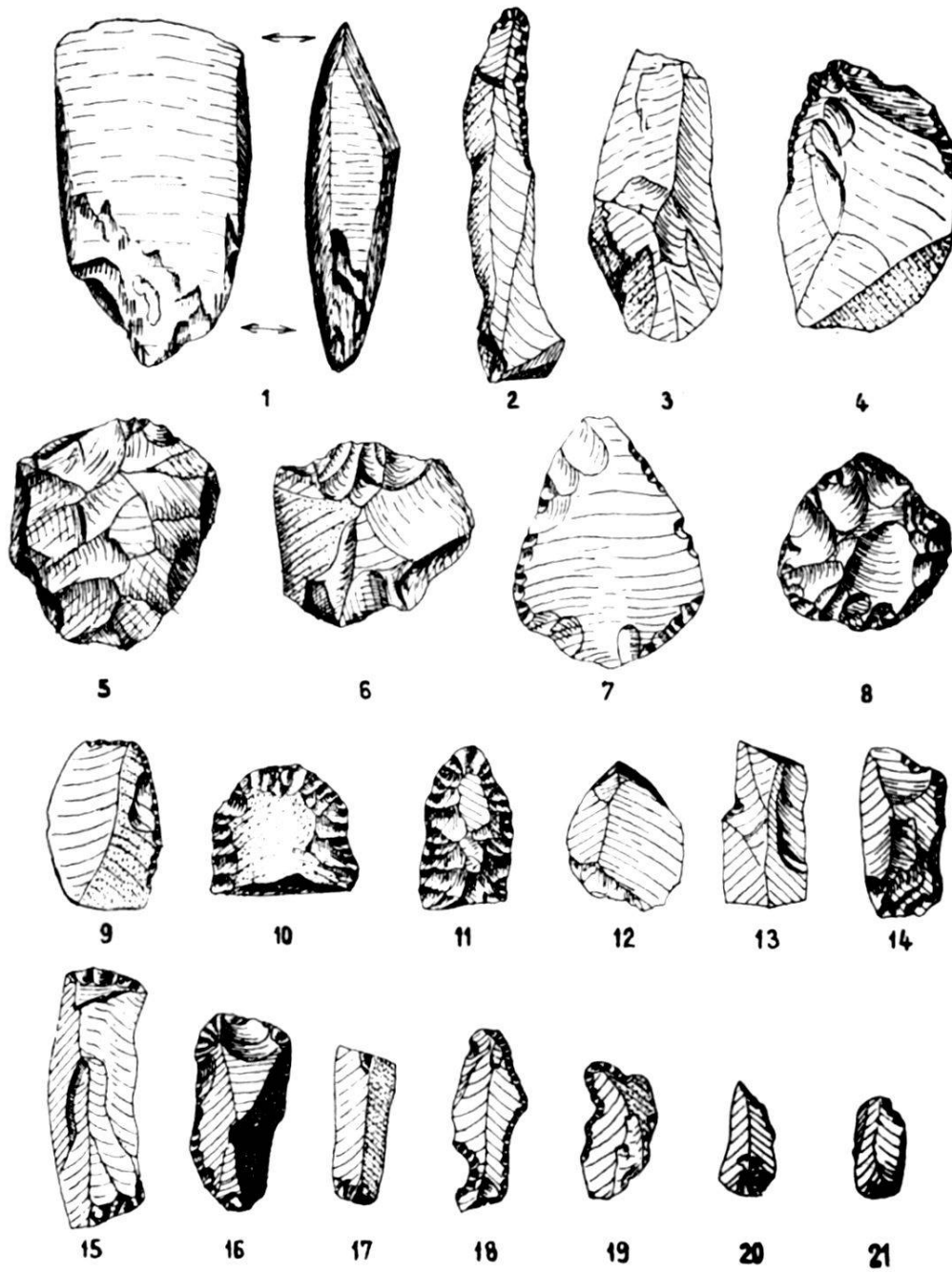
siedelungen, von denen im Raume Geißgraben-Bahnlinie Wettingen-Würenlos-Wald wenigstens drei festgestellt werden können. Möglicherweise war die Klosterhalbinsel sogar besetzt; jedoch dürften die Spuren hievon durch die Anlage des Klosters längst verwischt worden sein.

IV.

Bevor wir uns über das Alter des Grabhügels im Lägerhard äußern wollen, soll ein kurzer Ueberblick über die urgeschichtliche Zeiteinteilung vorausgeschickt werden.

Die ersten Spuren vom Auftreten des Menschen gehen in der Schweiz in jene Zeiten zurück, da die Gletscher der Alpen die ganze Hochebene bedeckten. Rhone-, Aare-, Reuß- und Linthgletscher wurden durch die Ketten des Jura in ihrer Ausdehnung nach Norden und Westen begrenzt, während der Rheingletscher seine Eismassen durch das Rheintal bis in die Gegend von Möhlin und in die schwäbischen Lande bis weit über den Bodensee hinaus vorschob. Es ist die „Eiszeit“, welche die Geologen *Diluvium* nennen. Die Eisbedeckung ist jedoch nicht eine kontinuierliche, sondern es wechseln Zeiten der Vorstöße mit solchen des Abschmelzens der Eismassen, und dementsprechend wechseln auch Klima Fauna und Flora. Während zu den Zeiten der Gletschervorstöße die Mächtigkeit der Eisbedeckung Hunderte von Metern betragen haben mag, wie etwa heute in den Polarländern, so daß eine Besiedelung durch den Menschen nicht in Frage kam, sind die „Zwischeneiszeiten“ eher warm und trocken. Das ebene Land ist von Steppe und Tundra bedeckt, und im Bergland finden wir wildreichen Wald.

Es ist nun speziell die letzte Zwischeneiszeit, die uns die Anwesenheit des Menschen in unserem Lande überliefert hat. In Höhlen, die teilweise hoch über allen heutigen Siedelungen liegen (Wildkirchli am Säntis, 1470 Meter, Wildenmannsloch am Selun, 1630 Meter, Drachenloch ob Bättis, 2445 Meter, Steigelfabbalm ob Bignau, 760 Meter, Cotencher am Neuenburgersee) geben uns unscheinbare Schab- und Schneidewerkzeuge, aus dem anstehenden Gestein geschlagen und wenig bearbeitet, und aus Knochen von seinem Dasein



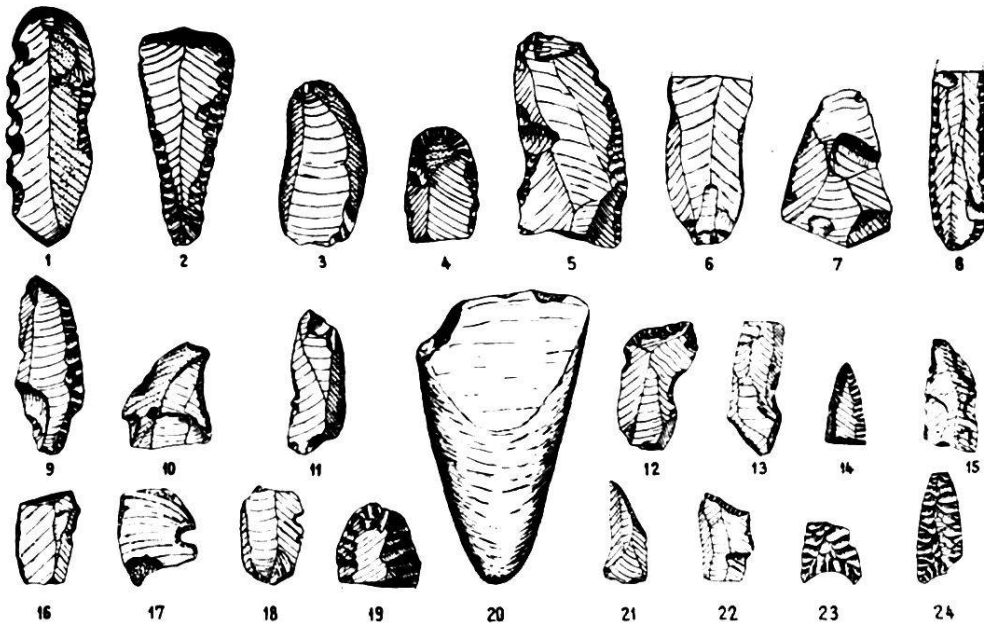
Th. Schweizer.

**Feuersteinartefakte
 aus dem Grabhügel I im Tegerhard**

Bild 4.

Kunde. Die Hauptnahrung scheint der Höhlenbär geliefert zu haben, von dem sich in den meisten Höhlen zahlreiche Knochenreste, namentlich Schädelteile, vorfinden.

Diese Zeitperiode, die sich mit ihrer primitiven Kultur wesentlich von den gleichzeitigen Kulturen der umliegenden Länder abhebt, wird *alpin es Paläolithikum* genannt.



Feuersteinartefakte
aus den neolithischen Fundstellen
auf „Rüteneu“ bei Wettingen.

Th. Schweizer

Bild 5. Feuersteinartefakte aus den Fundstellen 1—3.

Der Mensch derselben ist in der Hauptsache Jäger und als solcher nicht sesshaft. Wohl wird er auf seinen Zügen die Hochebene durchstreift haben, aber seine Spuren sind von der letzten Eiszeit verwischt worden. Nur die hochgelegenen Höhlen im Gebirge haben uns solche erhalten.

Nach dem endgültigen Zurückweichen der Gletscher wurde das Klima zunehmend wärmer, und Fauna und Flora unseres Landes ähnelten im allgemeinen denjenigen der Zwischeneiszeiten. Auch der Mensch erscheint wieder im Alpenvorlande als nomadisierender Jäger. Wohl sind seine Werkzeuge immer noch aus Stein und Knochen gefertigt, aber deren Formen verraten nun doch schon einen bestimmten Cha-

rakter, eine gewollte Typisierung, die eine wesentlich fortgeschrittenere Kultur dokumentieren. Diese Kulturstufe der Nacheiszeit heißt *Magdalénien* (nach dem Fundort La Madlène in der Dordogne in Frankreich, wo die ersten Funde dieser Art gemacht worden sind), für welche im Kanton Aargau die beiden Stationen Eremitage bei Rheinfelden und Bönistein bei Zeiningen, außerdem die für die Schweiz klassischen Fundstellen Keflerloch bei Thayngen und Schweizersbild bei Schaffhausen, ferner Mühleloch und Sälihöhle bei Olten und Moosbühl bei Moosseedorf in Frage kommen.

Die Fauna des Magdalénien ist von der heutigen wesentlich verschieden. Sie ist eine durchaus arktisch-alpine und weist Typen auf, wie wir sie z. T. nur noch im hohen Norden und in der sibirischen Tundra vorfinden. Rentier und Steinbock, Moschusochse, Eisfuchs und Schneehuhn, aber auch Mamut, Nashorn, Flußpferd, Höhlenbär und Riesenhirsch sind ihre charakteristischen Vertreter. Während das Alpenvorland von Wald — in der Hauptsache Birken- und Kiefernwald — bedeckt ist, herrschen weiter draußen Tundra und Steppe mit dem ihnen eigenen Pflanzenwuchs: alpine Moose und Flechten und die Polarweide.

Man nimmt heute an, daß der endgültige Rückzug der Gletscher vor ca. 20—25,000 Jahren vollendet war und daß nach weiteren ca. 8—10,000 Jahren das Klima sich derart verändert habe, daß die arktisch-alpine Fauna und Flora dauernd aus Mitteleuropa verschwunden war. Die Tierwelt wanderte, soweit sie nicht ausstarb, zum großen Teil nach Norden ab, wo wir sie heute noch vorfinden. Das Klima wurde ein ausgesprochen atlantisches, anfänglich trocken-warm, später feucht-warm, wodurch die Waldbildung außerordentlich gefördert wurde. Der Wald, zuerst Kiefernwald, später Eichenmischwald mit Eiche, Ulme und Linde, ergriff von dem vorhandenen Steppengebiet Besitz, und nach relativ kurzer Zeit war Inner-Europa ein ausgesprochenes Urwaldgebiet geworden, welches relativ wenige freie Flächen zur Besiedelung bot.

Dementsprechend finden wir für diese Zeit in der Schweiz die Spuren des Menschen nur spärlich, und man glaubte bis vor relativ kurzer Zeit, daß Innereuropa von etwa 10,000

v. Chr. bis etwa 5000 v. Chr. überhaupt nicht besiedelt gewesen sei. Während nämlich die Kultur des Magdalénien als eine ausgesprochene und für ganz Europa einheitliche Jägerkultur sich darstellt, stoßen wir um 5000 v. Chr. plötzlich auf Ackerbaukulturen, die uns im Norden anders als im Westen und wieder anders im Osten entgegentreten. Die Erklärung dieser Kulturdiskordanz brachte die Feststellung der zunehmenden Waldbedeckung Innereuropas mit beschränkter Siedlungsmöglichkeit. Im allgemeinen sind nur die offenen, lichtbestockten Küstengebiete an der Nord- und Ostsee und in Frankreich und die Steppen der Donauländer als besiedelt anzunehmen, während es für den Menschen jener Zeit mit seinen primitiven Stein-, Holz- und Knochengewerten fast unmöglich sein mußte, den Urwald siedlungsfähig zu machen. Er mußte ihm weichen.

Immerhin scheint es, daß sowohl die schweizerische Hochebene, als auch gewisse Teile des Jura während dieser Zeit bewohnt gewesen sind, und wiederum sind es in der Hauptsache Höhlensiedelungen, die wir vorfinden. Man bezeichnet diese Periode als *Mesolithikum* oder „Mittlere Steinzeit“ oder nach den Funden von Mas d'Azil in Frankreich mit *Azilien*. Fundstellen in der Schweiz sind die Höhle am Schloßfelsen von Birsach und die Grotte von Liesberg, ferner eine Landsiedelung auf dem Katzenbühl bei Kolliken.

Die Fauna der mittleren Steinzeit ist eine ausgesprochene Waldfauna. Wir finden als Hauptrepräsentanten derselben den Hirsch, das Reh und den braunen Bären, ferner Dachs und Wildkatze.

Die Werkzeuge des Menschen zeichnen sich durch ihre relative Kleinheit aus. Sie sind oft kaum einen Zentimeter lang. Umso sorgfältiger erscheint aber ihre Bearbeitung, und man staunt, wie selbst bei den kleinsten Stücken eine minutiöse Retouche, d. h. Zuschärfung durch Druck oder Schlag, vorhanden ist. Die Fassung der Werkzeuge geschah in Holz oder Horn.

Die Beschränkung des Siedlungsraumes durch die Waldbedeckung zwang den Menschen der mittleren Steinzeit zur Sesshaftigkeit. Er lernte Haustiere zu züchten, Fruchtpflanzen zu ziehen und Ackerbau zu treiben. Die Sesshaftigkeit

brachte aber auch den Hausbau und den Zusammenschluß zu Sippen- und dorfähnlichen Verbänden, und damit war der Grund gelegt zur Ausbildung von Lokalkulturen, wie sie später in die Erscheinung treten.

Der Ackerbau entstand im wesentlichen in den fruchtbaren Gebieten der Donauländer. Seine Träger waren von friedlichem Charakter, die wenige oder keine Waffen kannten. Anders waren die Stämme an der Nord- und Ostsee geartet. Dort entstand unter rauherem Klima und ungünstigeren Lebensbedingungen eine Kultur von Jägern und Hirten, die wohl den Hackbau, nicht aber den Ackerbau kannte. Die Nordleute waren Krieger. Der Kulturcharakter der Westleute liegt in der Mitte zwischen demjenigen der Nord- und Ostleute. Sie sind Jäger, Fischer und Viehzüchter, die ebenfalls nur den Hackbau kennen. Ihre Kultur ist eine primitive, die sich den vorhandenen Raum mit ihren wenigen Kräften so gut zu nütze machte, als sie es vermochte.

Ungefähr vom 5. Jahrtausend v. Chr. an ging das Klima von Mitteleuropa einer ausgesprochenen Trockenzeit entgegen, welche etwa im 2. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung ihr Optimum erreichte. Dementsprechend änderte sich auch das Landschaftsbild. Der dichte Urwald begann sich, erst in den wasserarmen, später aber auch in den wasserreicheren Gegenden zu lichten. Es bildeten sich Waldblößen und bald wurden ganze Landstrecken waldfrei. Damit war aber der Mensch aus der Enge seiner bisherigen Wohnsitze befreit und nach und nach drangen die Siedler aus Ost, West und Nord in die offen gewordenen Landgebiete vor, die ihnen die Trockenzeit im Urwald geschaffen hatte.

Die ersten Stämme, welche in dieser Zeit in die schweizerische Hochebene einwanderten, kamen von Westen. Von den Küsten Frankreichs her waren sie an die Rhone gekommen und diesem Flusse folgend an den Genfersee und in unsere Gegenden. Wir können ihre Spuren bis nach Süddeutschland verfolgen. Sie bringen den Hausbau — Reisigzelthütten, bei denen das Dach gleichzeitig die Umwandung bildet. Die Grundfläche der Hütten betrug im Mittel etwa $5 \times 3,5$ Meter. Neben dem Hausbau haben sie aber auch schon die Töpferei ausgebildet. Die Gefäße sind allerdings noch plump und steil-

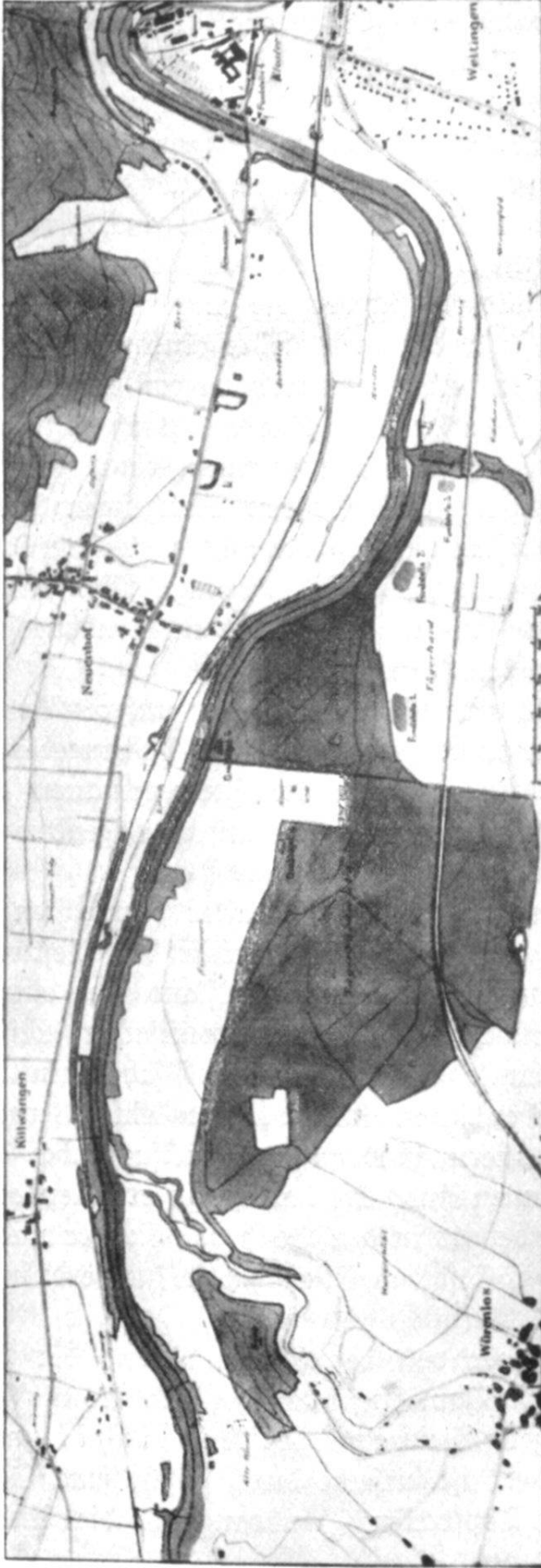


Bild 6. Die neolithischen Fundstellen auf dem rechten Ufer der Limmat zwischen Zurbach und Kloster Bettingen.

wändig und tragen als Verzierung breite Fingereindrücke, eingestochene Tupfenreihen oder Warzen. Das Material ist ein grober Ton mit Quarzkörnern durchsetzt und mehr getrocknet als gebrannt. Von den Werkzeugen sind charakteristisch die wenig geschliffenen Rundbeile. Außerdem sind immer noch geschlagene Steinwerkzeuge im Gebrauch.

Um die Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. begann für Süddeutschland und die Schweiz die Einwanderung der Nordleute. Es sind Indogermanen. Ihre Kultur ist gekennzeichnet durch das zweiräumige Rechteckhaus von etwa 8×5 Meter Grundfläche, mit senkrechten Wänden. Auch kennen sie die Töpferei, bei welcher die Formen aber mannigfaltigere sind als bei den Westleuten. Unter den Werkzeugen sind charakteristisch die scharfkantigen, vollständig geschliffenen Rechteckbeile. Ihre Waffen bestehen in Streitaxt, Pfeil und Bogen. Die Nordleute bestatteten ihre Toten in Grabhügeln, wobei Brandbestattung die Regel bildete.

Die Ostleute vermochten den Boden unseres Landes nicht zu erreichen. Sie kamen nicht über das Donaugebiet hinaus, indem ihr Vordringen durch die Indogermanen aufgehalten wurde. Ihr Kultureinfluß für unsere Gegenden ist daher nur unbedeutend.

Trotz ihrem kriegerischen Charakter vermochten die Indogermanen in der Schweiz die Kultur der Westleute nicht gänzlich zu verdrängen. Vielmehr entstand hier eine Vermischung beider Elemente zu einer gemeinsamen Mischkultur, der für unser Land charakteristischen „Pfahlbaukultur“. Sie bedeutet gegenüber ihren Komponenten eine Vervollkommnung und Verfeinerung, wenn auch vielfach noch die alten Formen zu erkennen sind. Sie hat sich zu erhalten vermögen, als ihre Träger bereits in den Besitz von Kupfer und Bronze gekommen waren. Erst das Eisen hat sie zu verdrängen vermocht.

Die Zeitperiode von der Einwanderung der Westleute in die Schweiz bis zum Auftreten der Metalle als Werkstoff wird als „Jüngere Steinzeit“ oder *Neolithikum* bezeichnet. Charakterisiert ist dieselbe durch geschliffene Steinwerkzeuge, verzierte Töpfereien, Hausbau und die Anlage von Grabhügeln.

Paläolithikum, Mesolithikum und Neolithikum bilden die „Steinzeit.“ Sämtliche Werkzeuge und Geräte derselben sind aus Stein, Holz und Knochen gefertigt. Metall fehlt vollständig. Während anfangs zur Herstellung der Werkzeuge einfach das anstehende Gestein verwendet wurde, traf man später eine Auswahl unter den Werkstücken. Man erkannte bald, daß sich gewisse Gesteinsarten, wie Feuerstein, Hornstein, Serpentin, Nephrit u. a. besonders gut eigneten. Dadurch entstand eine vermehrte Nachfrage nach diesen und da solche in unmittelbarer Nähe nicht immer erhältlich waren, beschaffte man dieselben auf dem Tauschwege. Diese Tauschgeschäfte bilden den Ursprung des Handels und damit der Wirtschaftsbeziehungen zwischen den Stämmen und Völkerschaften.

Die „Steinzeit“ wird abgelöst von der „Metallzeit“. Diese wird am Ende des 2. vordchristlichen Jahrtausends eingeleitet durch die Bronzezeit, ca. 1800—800 v. Chr. Um etwa 800 v. Chr. beginnt sodann für unsere Gegenden die Kenntnis des Eisens. Damit war eine raschere Entwicklung der Kultur gegeben und als ca. 100 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung auch die Schrift den Bewohnern unseres Landes bekannt wurde, mit deren Hilfe Ereignisse und Begebenheiten aufgezeichnet werden konnten, trat letzteres in die Geschichte ein. Im übrigen gibt die am Schlusse angeführte Tabelle eine Chronologie der Vorgeschichte.

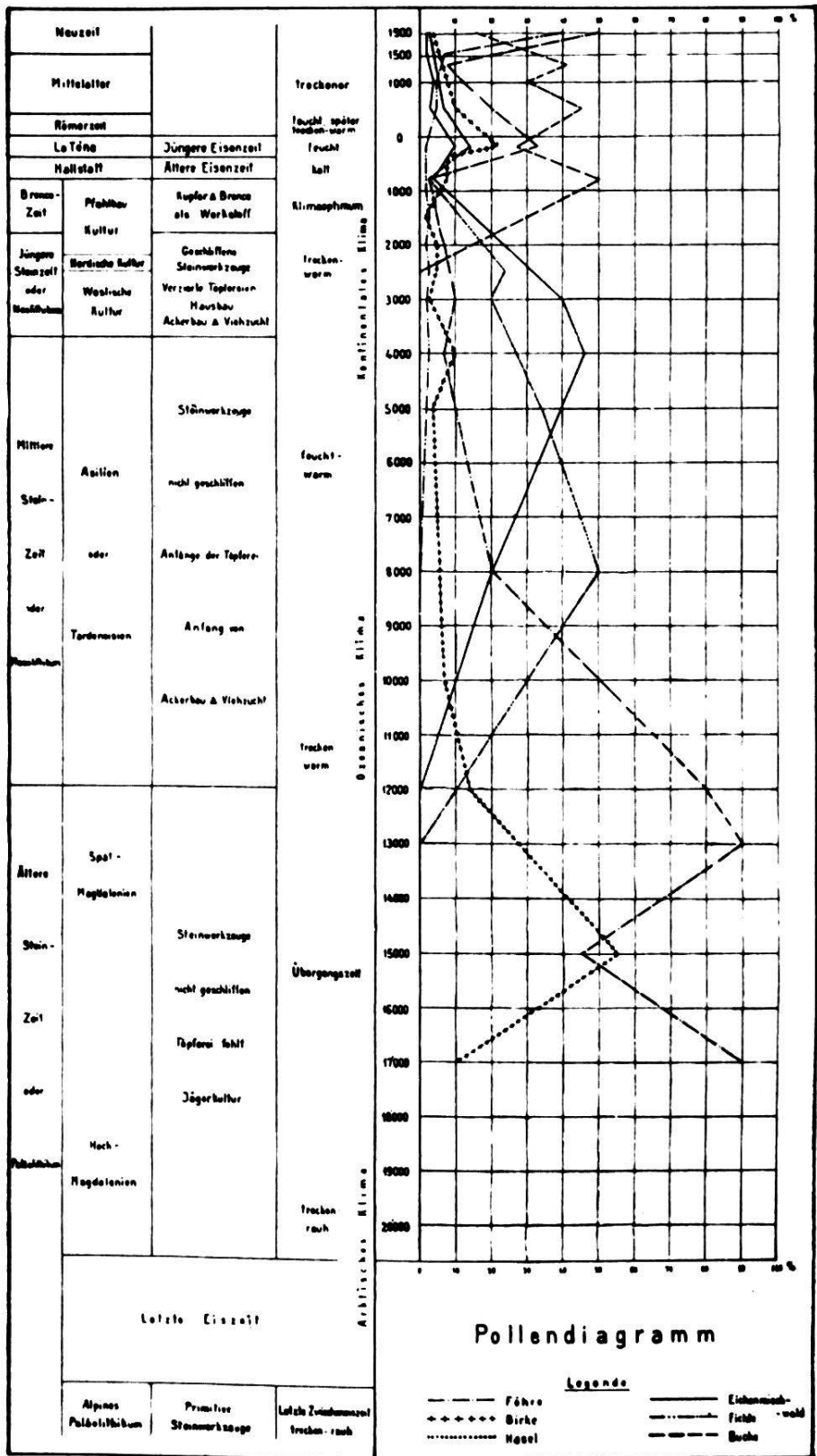
Der Urgeschichtsforschung ist in den letzten Jahren ein wichtiges Hilfsmittel an die Hand gegeben worden, welches gestattet, das Waldbild und damit im Zusammenhang Klima und Besiedelung in einem bestimmten Zeitabschnitt festzustellen. Es ist die *Pollenanalyse* oder Blütenstaubuntersuchung. Da sich die Pollenkörner im Boden, namentlich aber in den Torf- und Schlammsschichten der Moore nicht verändern, jeder Baum oder Strauch aber eine ihm eigene Pollenform besitzt, lassen sich aus den in den einzelnen Schichten zu Tausenden enthaltenen Pollenkörnern die weitgehendsten Schlüsse ziehen. Die Körner werden aus dem Schichtenmaterial ausgeschlemmt, unter dem Mikroskop bestimmt und gezählt. Die für jede Schichtprobe gewonnenen Zahlenverhältnisse ergeben, in einem Koordinatensystem graphisch vereinigt, das *Pollen-diagramm*. Der einst vom Winde auf die Moorfläche

übertragene Blütenstaub hat sich schichtweise, also zeitlich trennbar, in den Torfmassen der Moore abgesetzt und bietet daher für jede Schicht das zeitlich entsprechende Waldbild. Die Pollendiagramme zeigen eindeutig, daß für jede vorgeschichtliche Periode eine bestimmte, in Prozenten festgelegte Zusammensetzung des Blütenstaubes und damit des Waldes besteht, die nur für diese und für keine andere Zeitstufe kennzeichnend ist. Wir sind also in der Lage, jede pollenführende Schicht zeitlich zu bestimmen, auch wenn keine vorgeschichtlichen Funde darin lagern. Der am Schluß beigefügten chronologischen Tabelle ist zur Erläuterung ein für unsere Gegenden charakteristisches Pollendiagramm angefügt.

Die genaue Zuweisung des Grabhügels im Lägerhard zu einer der im Vorhergehenden skizzierten prähistorischen Zeitstufen ist nicht leicht. Daß er der „Steinzeit“ angehört, beweist das Fehlen von Metall unter den Grabbeigaben. Während jedoch unter den Feuersteinartefakten viele eigentlichen Magdalénien-Charakter aufweisen (Nr. 2, 4, 18, 19 und 20 auf Abbildung 4), zeigen wieder andere typische Mesolithikum-Formen. Aber auch ausgesprochene neolithische Formen finden sich, so besonders die Nr. 10 und 11 der Abbildung 4, sodaß der Grabhügel ganz sicher dem Neolithikum angehört. Diese Datierung wird gestützt durch das Vorhandensein von Topfscherben und durch das Steinbeil, welches in der Grabkammer gefunden worden ist. Der Form nach handelt es sich bei diesem um ein allseitig geschliffenes Rechteckbeil, also um ein Artefakt von nordischem Charakter. Dieses Moment und dasjenige, daß es die Nordleute gewesen sind, welche die Totenbestattung in Grabhügeln in unser Land gebracht haben, führen zum Schlusse, daß unser Grabhügel nach der Einwanderung der Indogermanen errichtet worden sein muß. Leider wird diese Annahme durch die Form der gefundenen Topfscherben nicht gestützt, da Randstücke und Verzierungen fehlen; aber ihre primitive Struktur weist doch auf eine relativ frühe Zeitperiode, sodaß wir vielleicht nicht stark fehl gehen, wenn wir annehmen, daß der Grabhügel im Lägerhard dem Ende des 2. oder dem Anfang des 3. vorchristlichen Jahrtausends angehört.

Diese Zeitansetzung wird noch durch einen weiteren Um-

Chronologische Tabelle



stand gestützt. Die Untersuchung der Kohlenstücke, welche sich in der Grabkammer vorfanden, ergab, daß dieselben von Eichen- und Buchenholz herrühren. Wie sich aus dem Pollendiagramm der am Schlusse angefügten chronologischen Zeitabelle ergibt, tritt aber die Buche erst vom Ende des 3. Jahrtausends v. Chr. an in unseren Gegenden auf. Erwägt man ferner, daß zur Leichenverbrennung schwerlich gerade eine seltene Holzart genommen worden ist, so muß zur Zeit, als unser Grabhügel entstand, die Buche einen wesentlichen Bestandteil des Waldes gebildet haben. Dies dürfte wiederum für die Wende des 3. zum 2. vorchristlichen Jahrtausend zutreffen.

Es bliebe noch die Frage abzuklären, wieso wir bei den Artefakten unter typisch neolithischen so zahlreiche mesolithische und paläolithische Formen vorfinden. Der Sekretär der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte, Herr R. Keller-Tarnuzzer in Frauenfeld, äußert sich dazu folgendermaßen:

„Es scheint außer Zweifel, daß der Uebergang vom Magdalénien zum Neolithikum sich viel rascher vollzog und damit das End-Magdalénien viel später anzusetzen ist, als man noch vor wenigen Jahren annahm. Ebenso scheint es uns zweifelhaft, daß sich die große kulturelle Wandlung nicht überall gleichmäßig und zu gleicher Zeit vollzog. Wir dürfen wohl annehmen, daß es Volksteile gab, die die Neuerungen willig aufnahmen, während andere noch lange Zeit hindurch weiterhin in Horden das Land durchstreiften und sich mit ihrem alten Kulturgut begnügten. Und ebenso müssen wir annehmen, daß zwischen diesen beiden Extremen alle Uebergänge ihren Ausdruck fanden. Wir kennen das schweizerische Landneolithikum zur Zeit noch viel zu wenig, um bestreiten zu können, daß es in seinen Anfängen noch stark an paläolithischen Traditionen hing. Daß die Neolithiker des Tägerhards nur zufällig in dem Besitze der paläolithischen Werkzeuge waren, d. h. daß sie diese vielleicht in ehemaligen magdalénienzeitlichen Seidelungen gefunden und für sich tauglich befunden hätten, scheint angesichts des sehr häufigen Vorkommens solcher Artefakten im Grabhügel völlig undenk-

bar. Auch diese alten Werkzeugformen müssen ihr ureigenstes Kulturgut gewesen sein. Das läßt sich aber nur denken, wenn man die Fortdauer altsteinzeitlicher Kulturform bis über die allerersten Anfänge der Jungsteinzeit hinaus bejaht.“

Auch die Funde aus den Siedelungsstellen im Raume Weißgraben-Bahnlinie-Waldrand (Abbildung 5) weisen auf die gleiche Zeitstellung hin. Insbesondere sind es die beiden Fragmente von Pfeilspitzen, welche eine frühere Datierung ausschließen, obgleich im Fundinventar auch hier zahlreiche Magdalénien- und mesolithische Formen zu finden sind.

